

Der Dritte.

Von Berthold Paul Förster.

Mit der Liebsten schreit' ich wieder Auf den altvertrauten Wegen; Wie vor Jahren flücht die Sonne Durch das Grün nach Sturm und Regen.

Damals ging an unserer Seite Noch ein Dritter, so wie heute, Früher noch nachdich' Wörtchen — Amor nannten ihn die Leute.

Aber nunmehr will der Kleine Nicht mehr, erst recht nicht schweigen: Schneckenhäuser, Steine, Käfer — Alles, alles will er zeigen.

Auf dem blonden Kinderköpfchen Sigt ihm schiefgerückt die Mütze, Red, mit frohem Helbenmuthe Pascht er durch die tiefste Pflüge.

Jede bunte Frühlingsblume Wird der kleinen Hände Beute — Und er heischt nicht mehr Amor: Gönshen nennen ihn die Leute!

Die Drehorgel.

Von Francois Coppee.

Deutsch von Wilhelm Thal.

Wie aufregend doch die Musik wirkt! Wie lebhaft sie alle schmerzlichen Erinnerungen in uns weckt! Und wie kläglich klingt in der Dämmerung der weinerliche Ton einer Drehorgel, die eine alte Polka spielt!

Eine alte Polkamelodie, die ganz Paris vor 15 Jahren hüpfen ließ, als Sie, Madame, kaum 18 Jahre zählten! Ja, Sie, die arme traurige Blondine, die Sie einen ausgebleichten blauen Sammethut tragen und den kleinen Haaren, in dem Ihr vortieses Baby schläft, unter den blätterlosen Platanen des trübseligen Boulevards schliefen!

Wie hübsch waren Sie zu der Zeit, da man diese Polka in allen Bürgerhäusern zum Tanz aufspielte, wo es Liebe und trockene Studien gab! Wie hübsch waren Sie damals mit ihrem frischen Gesicht von corraquianischem Oval mit den wunderbaren blonden Lockenhaaren, von denen Sie die Hälfte leider in einer langen Krankheit verloren haben!

Ohne Mitgefühl! Ja, Sie waren ohne Mitgefühl! Konnte es anders sein bei der Tochter eines ehrenhaften Unterbeamten, der vor seinen Vorgesetzten stets nur die verzweifelte Genuß erhebt: „Guter und bescheidener Beamter, stets sehr tüchtig in seinem Fach“, dieses armen Mannes, der auf den Böden, wohin er Sie begleitet, nicht wagte, sich an den Whiffittisch zu 10 Sous die Partie zu setzen und stets in die Westentasche fühlte, um sich zu überzeugen, ob er die drei Francs für den Nachhinter auch nicht verloren hätte!

Ohne Mitgefühl! Alle Spiegel des Salons sagten Ihnen, daß Sie dessen nicht bedürften, wenn Sie strahlend in einem rosa Spitzenkleid am Arme Ihres Vaters eintraten. Wer konnte wohl ahnen, daß die Mama, die der Dilette halber zu Haus geblieben war, Ihren Kopf auf dem Tische des Ehemannes zugeschnitten, und daß Sie Ihr Kleid sich selbst gearbeitet und genäht hatten? Sie hätte man da merken können, daß Sie an den Fingerspitzen Nadelstiche hatten?

Hören Sie die alte Polka, die die Drehorgel herunterplärrt! Wüßte man sie nicht für den Gesang einer Wahnsinnigen halten, die von Schlägen unterbrochen wird?

Sie lud sie oft ein, diese Polka, mit ihm, dem schönen, brünetten jungen Manne mit dem militärischen Schnurrbart, zu tanzen, der in seinem eleganten Frack so schnellidig ausfiel, und den Sie im Gedanken beim Vornamen Frederic nannten. Er forderte Sie auf, diese Polka mit ihm zu tanzen, ebenso wie den Walzer und die Mazurka. Ihre Stimme zitterte ein wenig, als Sie „Ja, mein Herr!“ antworteten, und auch Ihre Hand zitterte, wenn Sie sie in die seine legten. Denn man behauptete, er wäre ein Sohn aus reicher Familie, ein ziemliches „mauvais sujet“, der bereits ein Duell gehabt, und dessen Schulden der Vater schon zweimal bezahlt hatte.

Wie er Sie mit fester Hand um die Taille faßte, und wie er in den Minuten der Pause, da Sie sich, lächelnd und schneller atmend, auf seinen Arm stützten, Sie in Verwirrung brachte! Ach! Ein seiner Herr wie Herr Frederic war nicht geschaffen, um sich lange auf den Whiffittisbänken aufzuhalten. Er ging zu anderen Festen, und ohne sich das selbst zu gestehen, waren Sie darüber kaurig, nicht wahr? Denn verfloßen zwei, drei, vier und fünf Jahre. Sie jagen kein rosa Kleid mehr an, waren ein bißchen blaß geworden, und in den kleinen Whiffittisbänken, wo sich das musikalische Repertoire nie nennenswerth ändert, triefte man noch immer die alte Polka, die Sie an Herrn Frederic erinnerte.

Schließlich mußten Sie die Dinge ansehen, wie sie waren, einen Entschluß fassen, und so haben Sie den schicktesten jungen Menschen geheiratet, der mit den alten Jungfern tanzt und die Dreißig freilebt. Früher hatten Sie mehr als einmal seine Quadrille verassen, obwohl er auf Ihrer kleinen Esfenbank ein eingedriehes stand. Da that er Ihnen ein bißchen leid, geflehen Sie es nur, aber gute Herr Jules mit seiner großen weißen Kravatte und den mit Gen-

gin gereinigten Hardschuhen. Trotz dem haben Sie ihn geheiratet, und er ist alles in allem ein fleißiger Arbeiter, ein braver Familienvater. Jetzt ist er Unterchef wie Ihr seliger Herr Vater und bekommt diebelle entmuthigende Genuß: „Guter und bescheidener Beamter, und sehr tüchtig in seinem Fach.“

Drei Kinder! Zwei Söhne, und dann ein Mädchen, das kostet Geld! Glücklicherweise ist der Älteste schon im Gymnasium, wo er eine halbe Freistelle hat. Mit vieler Sparsamkeit kommt man gerade aus. Doch wiech trübes, einfürmiges Leben! Der Vater geht schon am Morgen fort und nimmt in den Taschen seines Lieberziehers sein Frühstück mit. Sie haben sich in's Unvermeidliche gefügt. Das Schicksal hat Sie zweifellos befestigt. Doch diese alte Polkamelodie, die die Drehorgel noch immer spielt, erinnert Sie daran, daß Sie neulich, als Sie ebenso wie heute den kleinen Wagen vor sich hinschoben, in dem Ihr Kind schlief, beinahe von einer prächtigen Victoria überfahren worden wären, und daß Sie auf den schwelenden Polstern den schönen Frederic erkannt haben, der derselbe geblieben ist und noch immer die jugendliche Miene glücklicher Menschen trägt.

Nicht wahr, diese Drehorgel ist unerträglich? Glücklicherweise schweigt sie jetzt. Und nun sinkt die Nacht hernieder. Gehen Sie nach Hause, Madame Jules! Ihr zweiter Sohn wird schon aus der Schule gekommen sein, und wenn Sie nicht da sind, lernt er seine Lektion vor dem Diner nie. Gehen Sie nach Hause, Madame Jules! Ihr Mann wird bald ermüdet und hungrig aus dem Bureau kommen, und Sie wissen, daß das kleine Dienstmädchen für 25 francs monatlich außer Stünde ist, den Kest des Rindfleischs von gestern Abend mit Zwiebeln und Kartoffeln genießbar zu machen!

Wie anstrengend doch die Musik wirkt! Wie lebhaft sie alle schmerzlichen Erinnerungen in uns weckt! Und wie kläglich klingt in der Dämmerung der weinerliche Ton der Drehorgel, die eine Galoppmelodie spielt!

Woran denken Sie, wenn Sie sie hören, Frau Gräfin, und warum bleiben Sie vom Sinnen wie versteinert an dem hohen Fenster Ihres Boudoirs stehen? Woran kann Sie, die glückliche, in der vollen Schönheit Ihrer dreißig Jahre lebende Frau, die alte Galoppmelodie mahnen, die da unten auf den trüben Boulevards, jenseits der entblätterten Pappeln Ihres Gartens, von der freischwimmenden Drehorgel gespielt wird?

Sie erinnert Sie an das geräumige Amphitheater des „Johnson's American Circus“, das mit aufmerkamen Gesichtern vollgeproppelt ist, wie es sich zur Zeit ihrer equestrischen Erfolge Ihren Blicken bot. Die beiden Ungarvirtuosen haben ihr tollmüthiges Konzert beendet, und der Stallmeister führt Ihr Springpferd in die Manege. Sie wissen noch, das riesige, friebliche Pferd, das schwarzgefleckte weiße Thier, bei dem man an eine gebratene, mit Trüffel gebackene Putz denken mußte. Nun hielten Sie Ihren Eintritt und reichten die Hand dem prächtigen Stallmeister im idyllischen Frack, in den Sie — als Sie es nur — wie alle Schullehrerinnen der Truppe ein wenig verliebt waren. Sie begrünzte das Publikuum mit einem Entschat und sofort, mit einem Say hupp! Rehen Sie auf dem Sattel. Eine Peitsche klackte, das Orchester schmetterte los, das „Trüffel Pferd“ setzt sich in leichtem Galopp, und hupp! hupp! machen Sie Ihre Kunst.

Welch olympisches Geschöpf waren Sie damals, Gräfin! Siebzehn Jahre alt und die Gestalt einer kapitollischen Venus. Kraft und Anmuth. Eine je ner vollendeten Schönheiten, wie sie nur die Mischlingsrassen der neuen Welt aufzuweisen haben. Ein Marmeln durchläuft die Zuschauermenge: Die schöne Adah! Die Amerikanerin! Und bewacht von diesem Sturmwind des Triumphes, verdoppeln Sie Ihre fühlbaren Vorurtheile.

Der erste Theil der Vorstellung endigte stets mit einem langen Traboceschrei. Während die Stallmeister auf Bäute feigen und Bänder und Reifen herbeiführten, und der Clowm, um die Galerie zu amüßigen, seinen Rasmeratzen mit einer Dörstige platt auf den Bauch wirft und ihn beschafft bei der Hofe wieder aufhebt, ritten Sie im Schritt um die Manege, auf dem Rand des Sattels mit der Leichtigkeit eines Schmetterlings fliegend. Das war der schönste Augenblick für Ihre Bewunderer. Sie hielten Ihren Götinnenkopf unter Ihrem Helm schwarzer, mit Blumen geschmückter Haare gerade und aufrecht, und aus dem bauschigen Gazeord haken sich Ihre in rosa Tiftois stehenden Beine wie von einer Wolke ab.

An einer dieser Ruhepausen bemerkte Sie zum ersten Male den Grafen, heute Ihren Gatten, damals einen der wildesten Lebemanns von Paris. Er stand im Stallgang groß, dünn und tollkühn, in seinem ungepöppelten Gazeord eine Lilie im Knopfloch, im grauen Colinder, und schlug sich mit dem Goldknopf seines Spazierhutes gegen die Lippen. Am nächsten Tage trat er wieder, am übernächsten ebenfalls, und so alle Tage; und Sie fühlten verwirrt die Augen, wenn Ihr Bild seinen sehnsüchtig starrenden Augen begegnete, den Augen eines Mannes, der den Kopf verloren hat.

Er hatte in der That den Kopf verloren. Doch Sie waren ein ebenbürtiges Mädchen. Mit fünf Jahren wurden Sie Waise. Ihr Vater, der Schlangentöchter und Trapezkünstler, fiel vom Trapez und brach sich das Bein. Die Circusleute hatten das verlassene Kind adoptirt. Der alte Pariser Clowm Misiquis hatte Ihnen Französisch und dann ein bißchen Lesen und Schreiben beigebracht. Nachdem Sie das verhäßtelte und trotz allem geachtete Kind dieser braven Artisten gewesen, waren Sie ein „Star“ des Unternehmers geworden. Sie verlebten ehrsich Ihr Brod, doch Sie waren dabei auch klug, und erinnern Sie sich des Abends, an dem Ihnen der Graf ziemlich roh jenen Tiftoischnud anbot, und Sie ihn mitten im Stalle vor dem Elephantenfärg beinahe bei der Reitergerte schlugen?

Das mußte einen leidenschaftlichen Menschen nur noch mehr entfesseln. „Johnson's American Circus“ durchzog ganz Frankreich. Der Graf folgte Ihnen nach Orleans, nach Tours, nach Angers und endlich nach Nantes; dort machte er die Tollheit vollkommen, und da er weder Vater noch Mutter besaß, so entführte er Sie, um Sie zu heirathen.

Oh, wie kläglich weint die Drehorgel die alte Galoppmelodie in der Dämmerung! Was sollte man anfangen, nachdem die ersten Wochen des glühenden Honimondes vorüber waren, die man am Rande des Meeres in einem verlorenen Dörfchen verlebte? Man plägte da unten im Nothflur vor Lachen, und die Frauen von Welt erspähten vor Entrüstung hinter ihren Fächern. Der Graf faßte den besten Entschluß; er wanderte auf mehrere Jahre aus. Ach, arme Gräfin, wie sehr haben Sie sich in Florenz gelangweilt, in jenem finsternen Platz, in dem Ihr Gatte Sie wie ein kleines Mädchen erziehen und unterrichten ließ, und wo Sie so viele Lektionen und Lehren über sich muhten ergehen lassen! Als dankbare Frau, leiber mehr dankbar als verlobt, wollten Sie dem Grafen gefallen, seiner Würde werden. Aber natürlich gebrauchte Sie dazu Zeit; und so geübte er auch war, wie hat Ihr Gatte Sie mit seinen beständigen „Das thut man nicht! Das sagt man nicht!“ gequält, wenn er auch stets ein recht todtenes „Ameine Theure!“ folgen ließ.

Alle Frauen sind zu erziehen. Der Begriff „Barbenn“ läßt sich auf das weibliche Geschlecht nicht anwenden. Nach Verlauf von drei Jahren waren Sie eine reiche Gräfin. Der Graf, der in den Museen gähnte und für die Malerei sich nie hatte begeistern können, lernte es nicht mehr auszuhalten und brachte Sie nach Paris zurück. Die Vorhänge des alten Hotels, die lange geschlossen gewesen, wurden aufgezogen, und Sie hielten Ihr erstes Rückkehrdiner in dem großen Eßzimmer, vor dem riesigen Portrat des Urahren des Grafen, des Königsleutenants, der, gekrönt mit dem klauen Stern auf dem rechten Frack, ganz besonders durch die ungeheure Familienasse auffiel und Ihnen einen strengen Blick zuzuwerten schien.

Auch hier war für Sie, Gräfin, wieder Einsamkeit und Melancholie die Debit. Es ist Ihrem Gatten jetzt erst gelungen, nach jezt viel Bemühen und Geduld, daß er das Gold haufenweise mit den Werten zuwenden, Ihnen eine kleine Gesellschaft von Priestern und frommen Damen zu schaffen. Wie hüßig sind diese schwarzen Gewänder bei derlei Geschlechts! Seit sechs Jahren bescheiden Sie alle Morgen „Rippen“ und Schulen und langweilen sich Abends in Ihrer einsamen Loge in der Oper oder im Theatre Francaise. Kein Kind! Und die Jahre vergehen! Und das Schlimmste ist, daß Sie für den Grafen nur eine tiefe Dankbarkeit empfinden, nur eine aufrichtige Freundschaft hegen und ihn zu beurtheilen vermögen! Oh! Gewiß ist er vollendet Ehrenmann, doch voll aristokratischer Aberrationen und langweilig wie ein Symphonieconcert. Er ist jezt 48 Jahre und der alte, verständig gewordene Oel, ein ziemlich fadcs Gemisch von vornehmen Auftritten, geschminkten Badenbärg, Vorurtheilen, grauen Hüten und verorbentem Maagen.

Warum spielt diese grauame Orgel noch immer die alte Galoppmelodie, die einst Ihre Entschats auf dem Rücken des „Trüffel Pferdes“ begleitete? Sie sehen sich wieder in der Arena, so Ende Ihrer „Exercitien“, fern den dem Publikuum den Abschiedstanz und hören mit wonnigem Behagen das Weisfallgejubil. Sind Sie wahrhaftig, Gräfin? Ihr Herz klopt jezt, und Sie durchleben Ihre erste und tollkühne Jugendempfindung, als Sie glaubten, der schöne Stallmeister mit dem schwarzlockigen Frack hätte Ihnen jählich die Fingerspitzen gedrückt, als er sie aus der Manege zurückgeleitete!

Endlich ist der Ton der Orgel verstummen: an dem immer dunkler werdenden Himmel unterscheidet man die großen Gerippe der entblätterten Bäume kaum. Der Kammerdiener tritt leise herein und bringt eine Lampe. Er stellt sie auf einen Tische und sagt mit feierlicher Stimme:

„Der Herr Pfarrer von St. Auulin erwartet die Frau Gräfin im Salon!“

Der Mensch drang in die Tropen ein, Ping Elephantenherden, Mach! Takt an dem Esfenbein — So raßt sich alle Schuld auf Erden.

Der Aufschneider.

Eine heitere Geschichte von Karl Wilhelm Geißler.

Nicht jeder Junge hat es so gut wie der siebzehnjährige Held dieser Geschichte, seine Schulferien in einem ehrwürdigen Schlosse zuzubringen, die Schulbänke mit den ungleich romantischeren eines gräßlichen Parks vertauschen zu können. Um zu solchem Vorzug zu gelangen, muß man entweder selbst ein Gräflein oder der Sohn eines gräßlichen Rentmeisters sein. Felix hat das letztere, bescheidenere Los gezogen. Trotzdem fühlt er sich in den Ferien, namentlich in denen, die in die sommerliche Jahreszeit fallen, als freier. Unter dem Arm eine Mappe mit dem Entwurf zu einer fünftägigen Tragödie, in der Substituirt für Hamlet und Luise Millerin sich zum dem Schicksal verfolgten Liebespaare zusammenfinden, in der einen Tasche ein Tabakspfeifen, in der anderen die Bestandtheile zum frugalen zweiten Frühstück, so wandert er zu seinem Lieblingsplätzchen, einem lauschigen Winkel inmitten hochstämmiger laubiger Buchen, die einen heiteren Ausblick auf einen Weiher gestalten. Zwei Schwäne haben dem Gewässer die erforderliche Staffage, dem jungen jandensirenden Primavera die beruhigende Gewißheit wenigstens die Vogel des musenführenden Apoll, wenn schon nicht besagten Apoll selbst in der Nähe zu haben. Er vorliest die letzte Scene, das Pfeifen kommt in Brand, der Dichter in Stimmung.

„Das ist etwas für Matkovski!“ (Bekannter Berliner Schauspielere) schmunzelt er. Er bemerkt nicht, daß eine junge Dame sich seinem Winkel genähert hat, die anfänglich etwas verstimmt, das Bänkchen besetzt zu finden, den hübschen Altersgerosfen nun lächelnd betrachtet.

„Lächeln Sie Schularbeiten, Felix?“ „Barbon — Sie hier — Gräfin Paula — wenn ich gewußt hätte, daß Sie wieder im Schlosse sind —“

Er wird ganz roth, als er die Zeitelchen eilig in seine Mappe packt. „Darf ich fragen, was Sie da verbergen?“

„Natürlich! — Keine Schularbeiten — solche Dinge, wie die da, verlangen man von uns nicht — lieber! Man giebt sich im Gegentheil die allergrößte Mühe, alles lächerlich zu machen, was nicht in die Schablone paßt!“

Die junge Gräfin lacht und nimmt auf dem Bänkchen Platz, von dem Felix aufgesprungen ist, während er nun nach einem Versted für seine Tabakspfeife sucht, die ihm mit einemmale ganz abscheulich vorkommt.

„Wissen Sie, Felix, daß Tomie neulich Sie wirklich für ein Talent erklärte? Wird Sie das eitel machen?“ „Nicht im geringsten! — Na, und Ihre Ansicht, gnädigste Gräfin?“

„Ich müßte erst etwas hören, um zu urtheilen. Kommen Sie heute Nachmittag und bringen Sie mit, was Sie haben.“

„Ich soll vorlesen?“ „Ja, macht Ihnen denn das Schweißriß?“

„Hm! Wollen Sie nicht lieber selbst?“

Er reicht ihr treuerzärtlich die Blätter. Sie wirft einen glücklichen Blick hinein.

„Du, das sieht garlich aus — in solchem Wirrwarr kann nur der Autor Rath wissen! — Also kommen Sie, ich werde Tante vorbereiten!“

Damit steht sie auf, reicht dem Felix ein Stück von dem Hand und setzt ihren Spaziergang fort. Sie hat ihn nicht eingeladen, sie dabei zu begleiten, aber Felix empfindet das beinahe etwas als etwas, das seine gute Laune zu beeinträchtigen vermöchte. Er ist mit dem, was ihm der junge Morgen bis jezt beschert hat, voll zufrieden. Er sieht ihr nach, so lange er kann. Es scheint ihm selbstverwundlich, daß sie sich noch einmal umwenden müsse. Sie denkt nicht daran; aber er lächelt, als die letzten Schimmer des hellen Abends zwischen den Gesträuch verschwinden sind. Er lächelt so recht stillvertraut, daß er seine Brust, wo er das Manuskript seines Trauerspiels trägt — auch sein Herz fühlt er da klopfen lauter, schneller als sonst. Seine Phantasie vollführt den tollsten Wirbelstanz, denn er sich mit Behagen überläßt. Jezt etwas sein, etwas bedeuten! — Kinderpiel! Er wird alles erreichen, im Fluge erreichen! — Eine Gräfin! — Als ob Männer von Geist nicht schon Prinzeßinnen von Geblüt heimgeführt hätten!

Felix kommt am Nachmittag zu der Gräfin. Er kennt den Weg, er weiß, wie er da empfangen wird. Die Dame ist gönnerhaft liebenswürdig und thut sich anerkennend etwas darauf zu gute, in dem dunkelblauen Schosse ihres Rentmeisters einen kleinen Tasso zu protegieren. Ach, diese Protettori ist ihm heute endlich gleichgültig! Er führt ihr, wie gewöhnlich, mit hundert Artikel die Hand und sucht unterdessen mit den Augen im Boudoir nach seiner Golden. Nichts, da steht sie in der Küche, die vom Zimmer hinaus auf den weinlaubüberdachten Balkon führt. Er bildet sich ein, daß sie ihm freundlich, ermutigend zulächelt. Er lächelt wieder und unterläßt den Ruf auf das liebe Kinderbänkchen, die einzige, ihm jezt erlaubte ritterliche Forderung, auf deren Dardiranza er sich Stunden vorher kindlich gefreut und geübt hat. Es ist sehr schwül in dem Zimmer.

Die Gräfin liegt mit halbgeschlossenen Augen in einem Stuhl zurückgelehnt. Sie ruht die Rechte und beißt sie dem Antömmelnde Kaffee anbieten Felix lehnt ab, läßt sich als Junge von guter Erziehung nöthigen und ist auch überdächtig, als ihm die kleine Comestelle trockem mit einem Scherzpoote die Porzellantheile aufdünat und ihrer: Inhalte ohne viele Klautende die erforderlichen Thaten beimgiht. Gewissenhaft giebt er auf einige müde Fragen der Tante nach den Fortschritten seiner Studien Auskunft, getulbig nimmt er die üblichen Rathschläge für Berufswahl und ähnliches entgegen, mit denen die würdige Dame freigebig genug verfährt. Einigermahen verwundert ist er, als sie plötzlich eine poetischen Versuche tabelt und zwischen der dadurch nützlicher Arbeit entzogenen kostbaren Zeit und dem Werthe des Geisteslebens kein Verhältniß entdeden zu können, behauptet.

Felix erhötet, weil eine Zeugn dieser am Ende nicht ganz unbedeutenden Vorwürfe da ist, weil er abgezantet wird, wenn nicht gar ausgerechnet zu werden. Widerwillig empfängt er aus der Hand der Gräfin ein Buch, aus dem er vorlesen soll. Er will es zur Seite legen, will sagen, daß die junge Comestelle etwas ganz anderes daß sie etwas von ihm verfaßtes erwartete. Der Widerpruch bleibt ihm in der Kehle stecken, die gute Erziehung trägt den Sieg davon, er vertritt sich auf spätere, günstigere Gelegenheiten und festgebantlos, flüchtig, endlich vollends unzufrieden, als er bemerkt, daß Comestelle Paula das Zimmer verlassen hat.

Sie wäre geblieben, wenn ich hätte lesen dürfen, was ich für sie mitgebracht habe! Die dumme Grille ihrer Tante, die nicht minder dummen Grillen dieses Aporismenjägers haben sie verdeckt!“ denkt er bei sich, indem er beim Umwenden beinahe ein Blatt des kostbaren Velinpapiers zerreiht. Die Gräfin beurlaubt ihn jezt in dem Augenblick, als er im Begriff steht, Kopfweg oder sonst etwas vorzuschlagen, um sich Urlaub zu erbitten.

Als er über den Hof der väterlichen Wohnung zuschreitet, glaubt er sich gerufen. Er wendet sich um. Ihm ist, als sehe er oben hinter den rothbeiden Gardinen blonde Köpfe, ein weißes Kleid. Er wartet — das Kleid verschwindet. Gar still und traulich ist es auf dem geräumigen Hofe. Ein paar Truthühner, zwei weiße Taubchen, die sich von dem Geklärrhof hierher verirrt haben, halten zwischen den bemooften Steinen eine stillvergärrte Razzia auf verlorene Körner ab. Vollends einfach und traurig fühlt sich Felix, als plötzlich aus dem abgedimmten Fenster die Klänge eines Flügels zu ihm dringen.

Das ist sie! — Das ist Sehnsucht! — oder wenigstens Begehren, meine Sehnsucht! — flüsterte er, indem er den Athem anbläst. Die Töne finden in seinem Herzen ein Echo und er weint bitterlich. Vor den Truthühnern und Taubchen braucht er sich keinen Zwang aufzuerlegen.

Felix hat Besuch bekommen, einen Studienossen, der zu seinem Freunde, seinen Talenten und Erfolgen mit unerböhelter Verehrung neidlos empordrilt. Nach der Abendmahlzeit unternehmen beide einen Spaziergang in dem jüngererährlichen Theile des Schlossgartens. Die Dämmerung bricht herein, und Felix schwärmt, seine Empfindungen ganz dem Einflusse der beginnenden schönen Sommernacht überlassen. Seine Wünsche wecheln mit dem andächtigen Freunde mit so lebhaften Farben zu schildern, daß sich die Grenzlinie zwischen Erfülltem und eben nur Gewünschten immer mehr verwischt.

„Und nun, mein Lieber“, ruft er aus, während er sich an der Seite des Freundes auf eine im Gebüsch eines Rondels versteckten Bank niederläßt, und nun sollst Du endlich auch das große Geheimniß meines Glückes hören! Du glaubst hier in einem alten Schlosse gewöhnlichen Schlags zu sein, nicht wahr? Fehlgelochsen! Du bist hier im Himmel, oder wenigstens im heiligen Vorhofe des Himmels! — Wenn Du das Mädchen sehen würdest, das ich täglich sehen darf, das ich liebe — Du würdest nicht davon weiseln! — Jezt freilich, jezt steht sie noch hoch über mir — sie ist eine Gräfin, ihr wird das Schloß gehören, die fester Gatten, die Wälder und Felser, so weit Du dort siehst — Du staunst! Wir Dichter dürfen die Augen zum Höchsten erheben! — Hier auf diesem Bänkchen haben wir geseßen, hier habe ich ihre Hände küssen dürfen, hier durfte ich Worte aus Engels' Munde hören, daß ich geliebt bin —“

Der gute Felix glaubt an alles, was er sagt, obwohl es in Wahrheit nichts anderes als die tollsten Phantasieen einer kindlichen Phantasie sind. Er will fortfahren, das eingebilddete Bild seiner jungen Liebe zu schildern — da raucht es hinter ihnen. Von der mit ihrem Siege korrespondirenden Bank an der anderen Seite des Rondels erhob sich eine Dame — die Comtesse Paula.

Bon diesem unglücklichen Abend an geht der Rentmeistersohn der jungen schönen Gräfin aus dem Weg, wo und wie er nur kann. Er flücht den Park und die beschatteten verträberischen Ruhepläze, er flüchtet sich in sein stilles Zimmerchen. Dort hinein grühen die hohen Wipfel der Kastanien. Sie beugen sich leise, sie niden ihm zu, und er kann sich einbilden, daß sie wenigstens die vornehmen und vorwiegend Träume eines wunschnreichen Anabenherzens beargreifen, der erblichen Verwirrtung für fähig und würdig halten.

Unter Klein Cuba. Wir haben befanntlich längst unser „Klein = Deutschland“ und viele andere Miniatur = Ausgaben von auswärtigen Ländern in den Ver. Staaten und seit fünfzehn Jahren haben wir auch ein sehr lebendiges Klein Cuba, das in diesen aufgeregten Tagen schon wegen seiner Lage noch manchmal die Aufmerksamkeit auf sich ziehen dürfte.

Zwar lebt in mehreren Großstädten unseres Landes, in denen das edle Rauchertraut sehr schwingung verarbeit wird, eine nicht unbedeutliche Anzahl Cubaner, namentlich in Gotham. „Klein = Cuba“ jedoch liegt in unserem südlichen Staat, welcher jezt als Ausgangspunkt militärischer Operationen noch mehr als früher in den Vordergrund tritt; es wird von den Florida' er Counties Hillsboro und Kanatee gebildet. Fast ist der obige Titel etwas zu bescheiden; denn es leben hier reichlich 50,000 Cubaner, und das ist schon eine recht lästliche Miniatur = Ausgabe Cubas, wenn man bedenkt, daß die ganze Insel, um die sich jezt so viel Weltgeschichte dreht, heute nur etwa 1,500,000 Einwohner hat. Man kann sagen, daß jezt zwei cubanische Republiken gibt; eine im Innern Cubas selbst und die andere im westlichen Florida.

Die Bildung der letzteren, sozusagen verjüngten cubanischen Republiken besagnt vor anderthalb Jahrzehnten; die ersten Pioniere ließen sich in Key West nieder, das ja Havana am nächsten lag, und dessen Boden und Klima so gute Gelegenheit zum Anbau von Tabak höherer Ranges boten. Seit in den letzten 4 oder 5 Jahren sind die Cubaner noch weiter nördlich gegangen und haben sich auch über das ganze Festland hin verbreitet. Die Heime von allen diesen liegen in einem Radius von 50 Meilen um Tampa herum. Auch das Land hierherum ist sehr geeignet für Tabakbau befunden worden, obwohl es durch Hunderte von Meilen Sumpfländereien (den „Everglades“) von Key West getrennt ist, und der Inhalt der bei uns verkauften „Havana = Cigarren“ kommt zum großen Theil von hier.

Ein großer Procentzag dieser Leute sind Flüchtlinge, welche den panischen Gefangnissen oder noch schlimmerem entrinnen wollten. Die Uebriegen sind ihnen freiwillig gefolgt. Viel kamen einzeln; Andere aber, besonders in den letzten Jahren, brachten Familien mit. Es ist kaum glaublich, was für ein Haß gegen Spanien hier glüht, und es ist in Tampa und einige dierzig Meilen im Umkreis stets lebensgefährlich, irgend welche Sympathie für die Donz auszubringen.

Diese Leute lieben das Vergnügen leidenschaftlich, und selbst die hochsommer Nächte sind den schwarzäugigen Cavalieren und hübschen Senoritas so warm, um sie abzuhalten, von Sonnen = Untergang bis Sonnenaufgang das Tanzbein zu schwingen! Das Tanzen ist hier unzertrennlich von allen großen und kleinen Feiern, einschließlich der kleinsten Familien = Feste; nur Leidenbegünstigte und Sonntags = Gottesdienste sind davon ausgenommen. Im Allgemeinen beginnt hier der Arbeitstag mit Sonnenaufgang und endet mit Sonnenuntergang; doch leistet man sich in den zwei oder drei wärmsten Stunden des Tages eine „Siesta“. In den belebten nächtlichen Vergnügungs = Szenen unterbreitet sich Tampa fast gar nicht von Havana.

Wenn diese Menschenkinder sehr vergnügungslüchsig sind, und das Selbst bei ihnen leichter geht, als es sonst, so darf man sie darum doch durchaus nicht für lieberlich oder schwermüthig halten. Ganz im Gegentheil! Ihre Lebensweise ist eine recht einfache, und ihre hauptsächlichsten Nahrungs = mittel sind die, hier überreichlich erhaltlichen Fische, Obst, Maisbrot und einige wenige Gemüse = Artikel. Außer dem oolligaten Kaffee trinken sie billige Weine und eine Art Abkochung von Orangensaft. Unmäßige Trinker gibt es nur äußerst wenige bei ihnen. Und an finanzieller Aufopferungsfähigkeit für die Freiheit ihrer alten Heimath stehen sie fast ohne Gleichen in unserer Zeit da! Uebriegen sind das Sternbanner und die cubanische Freiheitsflagge bei ihnen stets nebeneinander zu sehen.

Tausende dieser Klein = Cubaner dürften wieder zurückwandern, wenn Cuba unabhängig ist, — aber bei Weitem nicht Alle.

Sein Seirathvermü tter. „Nun, Herr Baron, enttäusche ich Sie nicht bei der persönlichen Bekanntschaft?“

„Ach Gott, meine Gnädige, auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege macht man sich eben auf Alles gefaßt.“

— Ein Wipverhältniß. Madame: „Sie wollen bei mir als Dienstmädchen eintreten? Haben Sie auch schon in großen Häusern gedient?“ — Die Jungfrau: „Yes, Mam! Das Tenementhaus, wo die Grocersleute wohnen, wo ich zuletzt bei war, ist sechs Stories hoch.“